Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 68 (1988)
Heft: 2

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Buch

Leben oder Schreiben?

Von Besenvals Memoiren zu Amiels Tagebuch[1]

Un caractère gai, quelque esprit, un corps à toute épreuve, voilà les dispositions où j'étais il y a vingt ans à peu près.
(Besenval, Mémoires.)
Pour quelle raison continuer ce journal? parce que je suis seul.
(Amiel, Journal intime.)

Zwei Bücher

Einem Zufall verdanken wir wohl, dass eben zwei Neuerscheinungen herausgekommen sind, wie man sie sich gegensätzlicher kaum vorstellen kann. In der Tat hat Amiels *Journal intime* auf den ersten Blick wenig mit den *Memoiren* des Solothurner Generalleutnants Joseph Peter Viktor Baron von Besenval (1721—1791) zu tun: Der Generalinspektor der Schweizer Regimenter im Frankreich Ludwigs XV. und der Genfer Philosophieprofessor Henri-Frédéric Amiel (1821—1881) waren zwei grundverschiedene Charaktere, und es ist wohl bittere Ironie des Schicksals, dass dem einen in Fülle zuteil wurde, was dem anderen so sehr fehlte: Geselligkeit, ein tätiges Leben und, trotz einer kritischen Haltung gegenüber den Missständen seiner Zeit, echte Genussfähigkeit und ungetrübte Lebensfreude.

Das gleichzeitige Erscheinen dieser beiden Bücher ermöglicht uns nicht nur die Auseinandersetzung mit an sich interessanten Persönlichkeiten im Spiegel ihrer posthum veröffentlichten Werke; es gestattet uns darüber hinaus, mühelos Einblicke in zwei höchst verschiedene Epochen zu tun. Wir erkennen dabei, wie sehr jede Zeit die Menschen prägt, wie sehr eine Epoche gewissen Charakteren entgegenkommen mag, andere aber gleichsam im Stich lässt: keiner entgeht dem Zwang seiner Zeit.

Zwei Schicksale

Sichtbar werden auch zwei Schicksale.

Besenval, zielstrebig und ausdauernd, kultiviert und literarisch interessiert — schon zu Lebzeiten veröffentlicht er einen Roman sowie verschiedene Erzählungen —, begüterter Offizier, Günstling des Ministers Choiseul, dank seiner Verwandtschaft mit der Königin Maria Leszczynska unter Ludwig XVI. enger Vertrauter Marie-Antoinettes, ist auch ein Lebemann, ein glänzender Gesellschafter, Geschichtenerzähler und Charmeur. Nicht nur am Hof wird er gern gesehen, sondern auch auf dem Exerzierplatz oder im Feld, wo er den Soldaten stets ein Vorbild ist.

Sein Leben spielte sich vorwiegend am französischen Hof ab, ein Umstand, der die vorliegende Auswahl (*Mémoires sur la Cour de France*[2]) rechtfertigt. Der Hof war seine Welt, deren Sitten (und Unsitten) die Richtschnur, nach

welcher be- und verurteilt wurde. Dem Zeitgeist entsprach aber auch die kritische Haltung vor allem gegenüber den gekrönten Häuptern; gerade die Missstände, die Ludwig XV. dulden liess, stellt er, zu Recht, mit Nachdruck an den Pranger: *«Le peuple, surchargé d'impôts pour fournir à la déprédation des finances, dissipées en luxe, et englouties par la cupidité de la maîtresse et des intrigants qui l'entouraient, d'ailleurs indigné du désordre où vivait ce prince, regardait le moment de sa fin comme le seul moyen de sortir d'oppression, et s'en expliquait hautement dans les rues»* (S. 161; geschrieben 1774).

*

Gegenüber Besenval war und blieb Amiel ein Träumer und Zauderer. Der von Natur aus scheue Gelehrte lebte zurückgezogen und einsam in der kühlen Atmosphäre der damals von politischen Krisen durchschüttelten Stadt Genf. Er fühlte sich dort keineswegs glücklich: *«Vivre pour autrui, me dépenser pour une patrie et pour une société sympathique, c'était mon espérance vague en revenant à Genève. Mais bientôt j'ai senti mon cœur se serrer et toute espérance s'évanouir; j'ai reconnu que j'étais mal marié par la vie, et qu'en épousant Genève, j'avais épousé la mort, la mort de mon talent et de ma joie»* (26. August 1868 [3]).

Amiel träumte zwar von hohem literarischem Ruhm, war jedoch ausserstande, umfangreichere Veröffentlichungen fertigzustellen. Er sehnte sich nach einem ruhigen und erfüllten Familienleben, konnte sich aber nicht zur Heirat entschliessen. So blieb ihm — abgesehen vom leidenschaftslosen, platonischen Umgang mit einigen Freundinnen — eine recht freudlose, einsame, wenn auch von unerfüllbaren Idealen geleitete Existenz als Hochschullehrer, über deren Leere und Sinnlosigkeit er im *Tagebuch,* das er schon als 26jähriger und bis zu seinem Tode führte, immer wieder mit äusserst klarem Verstande nachdachte.

Seit Auszüge aus dem fast 17000 Manuskriptseiten umfassenden *Journal intime* vorliegen, hat diese lückenlose, verzweifelte Innenschau eines Menschen, der sich selbst als Versager bezeichnete, immer wieder fasziniert. Sogar den Kritikern, die seine unfruchtbare Innenschau verurteilten, nötigte seine Wahrheitsliebe und der stets neue, ständig scheiternde Versuch zur Selbstüberwindung Achtung ab.

Ganz anders stellt sich Besenvals Schicksal dar. Er habe — so seine Äusserung zum Dramatiker Crébillon — beim Verfassen des Romans *Spleen,* wo der Held eine lange Reihe von Missgeschicken erfährt, keineswegs an sich gedacht: *«J'ai senti tous les plaisirs qu'un honnête homme peut rechercher et ces goûts m'ont préservé de l'ivresse des passions particulières»* (S. 9f.). Was bei der Lektüre von Besenvals Memoiren beeindruckt, ist die Selbstverständlichkeit, mit welcher er die Monarchie als die gemässe Staatsform hinnimmt, und die ebenso grosse Selbstverständlichkeit, mit welcher er, als echtes Kind der Aufklärung, diese kritisiert. Dieser begüterte, einflussreiche Adlige ist ein Optimist, der über eine unerschütterliche Selbstgewissheit verfügt. Den Grübeleien Amiels hätte er wohl ratlos gegenübergestanden. Besenval beherrschte den (Lebens-)Stil seiner Zeit und Welt: *l'honnête homme* war auch am Hof des extravaganten Ludwig XV. noch ein Ideal geblieben, aber die *honnêteté* wurde recht weit gefasst... Im Genf des 19. Jahrhunderts, und das war wohl Amiels Tragö-

die, gab es dann allerdings keinen von der *ganzen* Gesellschaft allgemein anerkannten Stil mehr.

Gegenstand von Amiels Auseinandersetzungen ist nicht, wie bei Besenval, die Qual, aus den zahllosen Möglichkeiten, die das Leben bietet, eine einzige auszuwählen. Er beschränkt sich auch nicht auf dessen Einsicht, dass ihm das *Leben* wichtiger gewesen sei als das *Schreiben*... Letztlich hat Amiel nämlich gar keine Lebensform gewählt: nach und nach trat sein *Tagebuch* an die Stelle des Lebens. War es ursprünglich als Lernhilfe gedacht, so wurde es mit der Zeit immer mehr zur Lebenshilfe und zum Lebensersatz.

Auch Bücher haben ihre Schicksale

Kurz nach Besenvals Tod im Jahre 1791 kursieren im geheimen verschiedene Abschriften seiner *Memoiren:* ihr historischer Wert ist unbestritten. Bedauern mag man trotz sprachlicher Gewandtheit gerade in bezug auf seine gut beobachteten Porträts das Fehlen formaler Zucht und Gliederung dieser *Memoiren.* Besenval hinterliess allerdings keinen für die Veröffentlichung bestimmten Text, sondern bloss Notizen. Dies gilt auch für Amiel, und es kann da schon die Frage gestellt werden, ob alles, was für einen Menschen *schreibenswert* ist, für andere denn auch *lesenswert* sei, — eine Frage, die ich mir etwa auch angesichts von Roland Barthes' tagebuchähnlichen Notizen, die vor kurzem posthum unter dem Titel *Incidents* erschienen sind, stelle. — Item: Neben höchst interessanten Urteilen über seine Lektüren, philosophischen und ästhetischen Reflexionen, bietet Amiels *Tagebuch* ebenfalls originelle Impressionen und sehr feine Naturschilderungen, die sich wie kleine Prosagedichte ausnehmen.

Im Zentrum von Besenvals *Memoiren* steht das Leben am Hofe, der Alltag mit seinen kleinen und grossen Überraschungen. Meist amüsant, manchmal etwas pikant, gibt ihm jene Lebensweise die Möglichkeit, auch über harte Schicksalsschläge zu berichten, wie etwa über die plötzliche Entlassung des Ministers Choiseul: auf Grund von Hofintrigen war er in Ungnade gefallen! Unser Memorialist durchleuchtet einen sehr komplizierten, zum Teil noch auf feudalen Herrschaftsverhältnissen ruhenden gesellschaftlichen Mikrokosmos, in welchem sich das Private und das Öffentliche überschneiden: für die Spieler auf dieser Weltbühne ein oft unangenehmer Konflikt. Er zeigt eindrucksvoll, was es heisst, Untertan des Königs, *sujet du roi,* zu sein, entlarvt die feine Grausamkeit einer skrupellosen Günstlingswirtschaft, wobei nicht auszuschliessen ist, dass er den politischen Einfluss einiger Höflinge und Hofdamen überschätzt. Meinungen einflussreicher Fürsten und Staatsmänner legt er dar und beurteilt sie alles in allem mit viel Sinn für das richtige Mass. Gewiss stellt sich Besenval — wie zahlreiche Memoirenautoren — gern in ein günstiges Licht. Aber der Schweizer ist nüchterner als viele Franzosen und erkennt die Vorzeichen der Revolution mit erstaunlichem Klarsinn.

Mit der gleichen Hingabe, mit welcher Besenval sich der Aussenwelt, der Gesellschaft widmet, beugt sich Amiel über sein Innenleben. Mit einem Scharfsinn, den man bewundern mag, und einer Hartnäckigkeit, die verwundert, wird in seinem *Tagebuch* die Kritik Späterer schon vorweggenommen. Es wimmelt von Selbstvorwürfen, und der Text ist von negativen Qualifikatio-

nen durchsetzt. Im Zentrum steht echte Lebensverleugnung. Das Gefühl des Nichtgenügens, des Mangels überwältigt jedes andere. Zahllose Einträge betreffen Leben und Tagebuch: beides sei nutzlos, heisst es. Amiel beklagt sich über diese Einsicht und das Unvermögen, die so sehr gewünschte Veränderung selbst zu schaffen. Aber eine ambivalente Freude lässt ihn dann immer wieder neu dartun, wie kraftlos, wie willenlos er sei, wie freud- und lustlos, ja, wie hoffnungslos er letzten Endes dahinlebe: *«J'ai quelquefois pensé que la rédaction de ces pages était un remplaçant de la vie, était une variété de l'onanisme, une ruse de l'égoïsme couard, une manière d'échapper au devoir, de tromper la société et la Providence. Cette pensée m'a fait prendre ces pages en dégoût: puis l'habitude a été plus forte»* (S. 69).

So wird eine kreisförmige Bewegung sichtbar, der sich Amiel nicht zu entziehen vermag. Er verurteilt nicht nur sich und seine Abulie, sondern auch noch den schriftlichen Niederschlag dieser verhassten Willenlosigkeit; liest er aber später seine Gedanken wieder, so findet er, dass sie ihm helfen, zu überleben: *Paix à ces pages,* heisst es etwa — der Mechanismus kann von vorn beginnen. Es ist ein Teufelskreis, und Amiel verlässt ihn nicht. Etwas Zwanghaftes wird hier sichtbar, um so deutlicher, als es eben dieser Zwang ist, den der Verfasser immer wieder beschreibt, um ihn wenigstens so zu brechen.

Bei Besenval hingegen finden wir eine angenehm neutrale Haltung vor; er lässt (obwohl er sich kräftig am Hof engagiert hat und sich auch seinerseits dem Intrigenspiel nicht entzog) den Eindruck aufkommen, dass er lediglich Zuschauer war, nicht Schauspieler. Dieser Eindruck wird durch den Umstand noch verstärkt, dass er — darin Chamfort ähnlich — verschiedene Begebenheiten zum Anlass nimmt, allgemeine Schwächen der Menschen zu illustrieren.

Zwei Epochen

Diese beiden Texte vermitteln uns wertvolle Einblicke in sehr verschiedene politische und soziale Grundstrukturen, die sich aber in einem Punkte überschneiden: die Mentalität eines zu Ende gehenden, lebensunfähigen Gesellschaftssystems hier, dort die Mentalität einer unfruchtbaren, weil einseitigen Radikalisierung des politischen Lebens, die zu sozialer und somit auch privater Isolierung führen musste: Amiel verdankte dem Sieg der Genfer Radikalen unter James Fazy seine Professur; seine Sympathie galt aber eher der unterlegenen konservativen Partei, so dass ihm der Zugang zu beiden Blöcken verwehrt war. Hinzu kommt ein Grundzug der Zeit, jene metaphysische Leere, die wohl aus einem anachronistischen Festhalten an religiösen Mustern entstand. Diese neue Unbehaustheit wird bei Amiel gerade in seiner behutsamen Suche nach einem von echter Religiosität erfüllten Glauben *ausserhalb* der Kirche sichtbar...

Besenvals Zeit, so dürfen wir abschliessend sagen, war reif für die Revolution — für jene Überwindung spätfeudalistischer gesellschaftlicher Strukturen. Und Amiels Zeit reif für die Weltbilder eines Nietzsche, eines Freud — für jenes Bewusstsein, das dem 20. Jahrhundert eignen wird.

*

Besenval und Amiel: beiden ging es nicht in erster Linie um *Schönheit,* son-

dern um *Wahrheit;* sie wollten nicht gefallen, sondern von sich und ihrer Zeit Spuren hinterlassen: wenn wir bedenken, wie sehr auch unsere Gegenwart eine Zeit des Umbruchs ist, dann rücken die Gedanken und Erfahrungen dieser beiden sich so unähnlichen Persönlichkeiten — auch ungeachtet der Inkommensurabilität ihrer Zeugnisse — in grosse Nähe, dann haben sie auch uns Menschen von heute etwas zu sagen.

Peter Schnyder

[1] Mémoires du Baron de Besenval sur la Cour de France. Introduction et notes de Ghislain de Diesbach. Gedruckt mit Unterstützung des Centre National des Lettres. Paris, Mercure de France, Reihe «Le Temps retrouvé», 1987, 585 S. Der gediegen aufgemachte Band (mit dem bekannten Porträt von Nattier) verfügt über einen Namensindex. Zahlreiche Anmerkungen und eine mustergültige Einleitung verschaffen das notwendige Hintergrundwissen. — Henri-Frédéric Amiel: Du Journal intime. Edition établie et préfacée par Roland Jaccard. Mit Unterstützung der Pro Helvetia. Bruxelles, Editions Complexe, Reihe «Le Regard littéraire», 1987, 156 S. Das hübsch gemachte und gut lesbare Bändchen enthält eine praktische Chronologie mit Amiels Lebensdaten sowie einige Urteile: von Amiel über andere Tagebuchschreiber (Lord Byron, Benjamin Constant, Lavater u.a.) und umgekehrt von verschiedenen Diaristen über Amiel (Tolstoï, Valéry, Mauriac, Robert de Traz, Sartre u.a.). — [2] Zur Auswahl von Gh. de Diesbach, vgl. seine Einleitung (in welcher er auch auf frühere Editionen der Mémoires von Besenval hinweist). — [3] Die Veröffentlichung der Gesamtausgabe erfolgt unter der Leitung von Philippe M. Monnier und Bernard Gagnebin: Journal intime. Lausanne, Editions L'Âge d'homme, Reihe «Caryatides», 1976 ff. (Bis jetzt sind 7 von 12 Bänden erschienen.)

Jakob van Hoddis — Kenntlichmachung eines Verlorenen

Es kommt selten vor, dass ein Dichter durch einen einzigen, dazu noch überaus kurzen Text berühmt wird — für Jakob van Hoddis trifft es indes zu: sein Gedicht *«Weltende»* von 1911 wurde von den Hellhörigeren unter seinen Zeitgenossen sofort als die Fanfare einer neuen Zeit erkannt und enthusiastisch begrüsst. Hier war all das zusammengefasst, was man als unbestimmt drohende Ahnung empfand: Endzeitstimmung und Katastrophenangst, Bürgersatire und groteske Vision verbanden sich zu einem Zerrbild, in dessen Ver-Rückung man die Symptome einer untergehenden Epoche chiffriert fand. Johannes R. Becher berichtet über den Enthusiasmus, den die Verse auslösten (und ihm wären zahlreiche ähnlich lautende Zeugnisse an die Seite zu stellen): *«Diese zwei Strophen, o diese acht Zeilen schienen uns in andere Menschen verwandelt zu haben... aus einer Welt stumpfer Bürgerlichkeit, die wir verachteten... wir sangen sie, wir summten sie, wir pfiffen sie vor uns hin, wir gingen mit diesen acht Zeilen auf den Lippen in die Kirchen, wir sassen, sie vor uns hinflüsternd, mit ihnen beim Radrennen. Wir riefen sie uns gegenseitig über die Strasse hinweg zu wie Losungen, wir sassen mit diesen acht*

Zeilen beieinander, frierend und hungernd und sprachen sie gegenseitig vor uns hin und Hunger und Kälte waren nicht mehr.»

Der Verfasser dieser explosiven Zeilen hiess mit bürgerlichem Namen Hans Davidson und wurde 1887 in Berlin als Sohn eines Arztes geboren. Er begann ein Studium, das er aber bald abbrach, da ihn die Veranstaltungen der Berliner Avantgarde stärker interessierten: er rezitierte eigene Gedichte im *«Neuen Club»* und im *«Neopathetischen Cabaret»* und publizierte einiges davon in Zeitschriften wie *«Der Sturm»* oder *«Die Aktion»* zwischen 1910 und 1914. Bereits 1912 machten sich Anzeichen einer geistigen Erkrankung bemerkbar, so dass er ein erstes Mal interniert werden musste. Nach einem kurzen Aufenthalt in Paris kehrte er über München, wo er sich in eine unglücklich verlaufende Affäre mit der Puppenspielerin Lotte Pritzel verwickelte, nach Berlin zurück. 1914 musste er erneut in eine psychiatrische Klinik eingeliefert werden, verbrachte aber die Kriegsjahre in Privatpflege. Mit dem Schreiben hatte er aufgehört. Darin wird eine Parallele zum Zeitgenossen Georg Heym sichtbar, dem ebenfalls eine nur kurze, intensive Phase kreativer Arbeit mit abruptem Ende beschieden war. 1918 gab Franz Pfemfert in seiner Reihe *«Der rote Hahn»* das Bändchen *«Weltende»* mit 16 Gedichten heraus — es blieb van Hoddis' einzige Buchpublikation zu Lebzeiten. (1920 nahm Kurt Pinthus fünf Gedichte in seine berühmte Anthologie *«Menschheitsdämmerung»* auf.) Van Hoddis verbrachte die Jahre von 1922 bis 1927 in Tübingen in Privatpflege, musste aber nach einem Konflikt mit Nachbarn in die Klinik von Göppingen überstellt werden. Als 1939 seine Mutter nach Palästina emigrierte (sein Vater war bereits 1909 verstorben), kam er in die Israelitische Kuranstalt von Bernsdorf-Sayn, von wo aus er 1942 in ein KZ im Osten verschleppt wurde, wo sich seine Spur verliert.

Wie viele andere expressionistische Zeitgenossen, verdankt auch van Hoddis dem Arche-Verleger Peter Schifferli seine Wiederentdeckung, nachdem die Nazis alle avantgardistischen Autoren mit einem fast undurchdringlichen Schleier des Schweigens und Vernichtens überzogen hatten: 1958 gab Paul Pörtner in der *«Sammlung Horizont»* erstmals eine umfassende Auswahl seiner Texte heraus. Sie regte den später als Dramatiker bekanntgewordenen Hansjörg Schneider 1967 zu einer Dissertation an, die mehrere Nachfolger fand. Und jetzt legt der Arche-Verlag erneut (und endgültig) den Autor vor in einer Ausgabe von schönster Vollständigkeit und grösster philologischer Sorgfalt[1]. Ein erster Teil enthält die zu Lebzeiten des Autors gedruckten Texte (Gedichte hauptsächlich, ein weniges an Prosa); ein zweiter präsentiert den ebenso umfangreichen Nachlass sowie die spärlichen Briefe. Diese etwas über zweihundert Seiten werden ergänzt durch einen ebenso informativen wie akribisch gearbeiteten Anhang. Er enthält zunächst ein lesenswertes Nachwort der Herausgeberin Regina Nörtemann und anschliessend eine Wiedergabe sämtlicher noch erreichbarer Dokumente zu Leben und Werk inklusive Erinnerungen von Zeitgenossen. Angefügt ist schliesslich ein kleiner, sehr hilfreicher und präziser philologischer Apparat mit Lesarten, Erläuterungen, Zeittafel und Bibliographie sowie mehreren Registern. Der schön ausgestattete Band macht das Gerücht

nachprüfbar, gibt einer bisher nur in schattenhaftem Umriss bekannten Figur Kontur und Relief.

Dass diese Ausgabe erscheinen konnte, hat zwei Ursachen: zum einen sicherlich den Datumzwang des hundertsten Geburtstages; zum anderen aber die erfreuliche Tatsache, dass die neuen Verlegerinnen eine durch den hervorragenden Expressionismuskenner Paul Raabe betreute Reihe mit Editionen planen, mit der sie die Tradition des Hauses fortzusetzen gedenken: angekündigt sind Titel von Ferdinand Hardekopf, Ernst Wilhelm Lotz und Ludwig Meidner. Wenn der vorliegende Band das Muster bildet, darf man sich auf eine wichtige Bereicherung freuen.

Christoph Siegrist

[1] Jakob van Hoddis: Dichtungen und Briefe. Herausgegeben von Regina Nörtemann, Arche-Verlag, Zürich 1987.

Teilnahme und kühle Distanz

Tschechows Leben in Bildern[1]

Der Übersetzer der Werke Tschechows (er schreibt «Čechov») hat diesen Band im *Diogenes Verlag* herausgegeben, es ist wie eine Krönung des Wirkens von *Peter Urban* zur Vermittlung und zum Verständnis des Dichters im deutschsprachigen Raum. Kindheit, Lehr- und Studienjahre, erste Erfolge, Reisen nach Sachalin, nach Westeuropa, Theaterfragen, Familienleben, Krankheit, alles erscheint im Bilde. Die Texte dazwischen, eher knapp gehalten, stammen aus Briefen, auch sind etwa Faksimiles abgebildet, die man entziffern kann, eine Seite aus dem Katalog des Verlags von Albert Langen, in dem Tschechows Werke zuerst deutsch erschienen. Aber dieser grossformatige Band spricht die Sprache der Photographie. Er ist mit Bedacht komponiert, der Herausgeber konnte sich auf ein wunderbar reiches Material stützen.

Eine der ersten Bildbiographien, an die ich mich erinnern kann, erschien im Insel-Verlag über Rainer Maria Rilke. Beim Blättern darin, ich sehe es noch wie vor mehr als dreissig Jahren, als ich das Buch in die Hände bekam, sah man Rilke in den allerverschiedensten Konstellationen, man sah ihn in Worpswede und in Russland, auf dem Schloss Duino und in Berg am Irchel, schliesslich in Muzot; die Aufnahmen waren teils bestellte, von Berufsphotographen ausgeführte Porträts oder Gruppenbilder, teils handelte es sich um Ferienerinnerungen, Reisebilder, Schnappschüsse eben. Eines jedoch war durch alle diese Dokumente hindurch, ob im Norden oder im Süden oder im Osten, ob allein oder zusammen mit Freunden, mit Frauen, auf Reisen oder am Schreibtisch merkwürdig: Rilke war immer anders als die andern, herausgehoben, ein Mensch der Ausnahme. Meinem Aufsatz, den ich unter dem Eindruck des Bildbandes über ihn schrieb, gab ich den Titel: «Ein Genius wandelt.» Es steht mir noch jetzt vor Augen, dass Rilke sich nicht als Spaziergänger wie Robert Walser oder als

Wanderer wie Hermann Hesse denken lässt, sondern als einer, der wandelt, also sich fortbewegt auf eine durchaus ungewohnte, dem Heiland oder den Propheten, der Bühne, den Darbietungen der Tänzer und Theaterspieler im Goetheanum möglicherweise verwandten Art.

Tschechow ist weder Spaziergänger noch Wanderer, und dass er wie Rilke wandelte, wäre eine geradezu absurde Behauptung. So verschiedenartig seine Umgebung, so lebhaft offensichtlich sein Umgang mit Menschen, mit Kollegen der Redaktion oder mit Schauspielern gewesen ist, im Bilde erscheint er fast immer als der stationäre Beobachter. Auch wenn er einfach in die Linse des Photographen blickt oder im Halbprofil aufgenommen ist, immer scheint er in einer Mischung aus Teilnahme und kühler Distanz einen Gegenstand zu fixieren, eine Form, eine Beziehung, eine Bewegung zu erforschen. Besonders ausgeprägt ist diese fast unheimliche und dennoch für sich einnehmende Haltung in den späten Porträts, auf denen Tschechow den Zwicker trägt. Es ist möglich, dass ihn früh schon seine Krankheit in die Rolle des Beobachters gezwungen hat. Aber diese Krankheit brach gravierend erst nach der Reise zur Gefangeneninsel Sachalin aus, nach dem Erscheinen der Berichte «Durch Sibirien» und «Sachalin», nach den Bühnenerfolgen mit «Iwanow», etwa zur Zeit, als in Petersburg und dann in Moskau «Die Möwe» aufs Theater kam. Die Tuberkulose, die dem Patienten Ruhe und Beschaulichkeit nahelegt, den Aufenthalt in Gegenden mit einem günstigen Klima, mag in dem Dichter eine Eigenschaft verstärkt haben, die immer schon in ihm angelegt war. Vor allem, schrieb er einmal an seine Freunde, soll man in der Kunst nie lügen. In der Liebe, in der Politik, in der Medizin könne man den Menschen etwas vormachen. In der Kunst sei das unmöglich. Und als ihm Kritiker vorwarfen, seinen Geschichten und Stükken fehle das Programm, sie seien indifferent, gab er zur Antwort, er protestiere mit jedem Wort, das er schreibe, gegen die Lüge. Was er suchte, man sieht es ihm auf jedem der Bilder und auf allen Porträts seit seiner Jugend bis zu seinen letzten Tagen an, das war die Wahrheit.

Siegfried Melchinger hat darauf hingewiesen, dass man Tschechows «Realismus» nicht als Abschilderung der Wirklichkeit missverstehen dürfe, sondern als eine Kunst, die etwa mit derjenigen von Cézanne verglichen werden müsste: er tilge das Überflüssige und hebe das Wesentliche hervor. Er suche nach Methoden und Mitteln, in der Darstellung (mit Schauspielern, mit Dekorationen, mit Sprache) die Wirkung zu erzielen, die von der Wahrheit ausgeht. Um das zu erreichen, musste er diese Wahrheit unablässig erforschen. «Nur Schwachsinnige und Scharlatane glauben, alles zu verstehen.» Auch das ist ein Ausspruch Tschechows. Er hat sich, indem er seine Werke schrieb, der Spekulation verweigert. Er blickt in den Bildern, die Peter Urbans Bildband enthält, so prüfend und forschend in die Welt und auf die Menschen vor ihm, weil er besser verstehen wollte, besser erkennen. Ich lese in einer Monographie über den Dichter, Gorki habe zu ihm gesagt, er sei kälter zu den Menschen als der Teufel. Das ist, drastisch ausgedrückt, vollkommen richtig im Blick auf Tschechows Theater: Das Weinerliche und Sentimentale hat darin keinen Platz, und wo es bei einer Inszenierung aufkommt, haben Regisseur und Schau-

spieler versagt. Siegfried Melchinger: «Tschechows Theater ist einem wissenschaftlichen Experiment vergleichbar. Das Resultat ist entweder genau oder es stimmt nicht.»

Es geht hier ja nicht um die Interpretation des Werks von Anton Tschechow. Der Bildband will des Dichters Leben dokumentieren. Aber der zentrale, entscheidende Eindruck, eine charakteristische Bildtatsache, die einen nicht mehr loslässt, ist dieser teilnehmend-nüchterne Blick. So wird auch der Arzt auf den Patienten geblickt haben, auf die Symptome, auf die Fiebertabelle, darum bemüht, die Wahrheit zu erfahren. Der Diagnostiker muss, ehe er seine Schlüsse zieht, ganz sicher sein, dass das, worauf er diese Schlüsse gründet, wirklich wahr ist. Genau so eben blickt Tschechow uns an.

Peter Urban hat in seinem Bildband Doppelseiten, zweimal mit achtzehn, einmal mit acht photographischen Porträts des Dichters zusammengestellt, insgesamt also vierundvierzig Aufnahmen, die sich auf einen Zeitraum von 1879 bis 1904 verteilen, ein Vierteljahrhundert also, und es sind zudem die fünfundzwanzig Jahre, die Anton Tschechow vom Abitur bis zu seinem Tod beschieden waren. Das fängt an mit Bildern des fröhlich dreinblickenden, kecken Mittelschülers und Studenten, von dem überliefert ist, dass ihn früh die Theaterleidenschaft ergriffen hatte und dass er zusammen mit einem Freund heimlich Aufführungen im Stadttheater besuchte, Operetten, Komödien, was es nur gab. Von Amateuraufführungen wird berichtet, in denen Tschechow in improvisierten Szenen die Popen und die Lehrer parodiert habe, so treffend, dass sich alle vor Lachen geschüttelt hätten, während der Urheber dieser Lustbarkeit selbst nicht lachte. Man denkt an ein schauspielerisches, imitatorisches Talent: man sollte nicht vergessen, dass die Voraussetzung für packende Darstellung bestimmter Personen auf dem Theater die vorangehende genaue Beobachtung ist. Der junge Mann, der uns aus den achtzehn Porträts der ersten Doppelseite anschaut, wirkt fröhlich, man traut ihm ausgelassene Streiche zu, er ist vermutlich alles andere als ein Grübler. Und doch, er hat etwas im Blick, das irritieren könnte. Er macht mit, aber er wahrt Distanz. Da gibt es das Porträt von 1888, als Tschechow den Puschkin-Preis der Akademie der Wissenschaften erhalten hatte: ein schöner junger Mann in heller Kleidung, dichtes Haar und der Anflug eines Bartes, statt einer Krawatte eine Zierschnur wie ein Schuhbändel lose gebunden, ein Sieger, ein Erfolgreicher — und dennoch wie in lächelnder Skepsis gebremst, auf der Suche nach Wahrheit auch dem Glück gegenüber, das ihn selber betrifft. Als Legende steht darunter eine Stelle aus dem Brief an den Verleger A.S. Suvorin, in der er beschreibt, wie Vater und Mutter die Nachricht aufgenommen haben, wie die Schwester es an die grosse Glocke hängt und wie er selbst herumläuft wie ein Verliebter. Der Diagnostiker ist am Werk, und der meldet auch die Ansicht eines Freundes weiter, der Preis habe ihm sicher viele Feinde gebracht. Allmählich, mit zunehmendem Ruhm, wohl auch mit zunehmendem Leiden, nimmt der Forscherblick an Schärfe zu. Die Zwickerbrille lenkt unsere Aufmerksamkeit auf die Augen des Porträtierten; diese Augen sind in einer Weise leicht zugekniffen, die von Anstrengung zeugt. Es gibt Bilder aus Jalta, Tschechow mit

Hut, ohne Hut, höchst komplex das Gruppenphoto mit Mutter, Mascha und Olga: drei Frauen in differenzierter Selbstdarstellung, der Dichter mit Hut und Zwicker, freundlich vielleicht, kein Spielverderber, aber auch hier ein Beobachter. Die Spannungen in der Familie um seine Heirat mit der Schauspielerin Olga Knipper sind hinter der Freundlichkeit aller auf dem Bilde verborgen. Die Mutter blickt stolz und sitzt in würdiger Haltung neben dem Sohn, die Schwester steht hinter ihr, undurchdringlich ihre Züge, und neben ihr, etwas stärker in den Vordergrund drängend und vielleicht den Rücken des vor ihr sitzenden Tschechow berührend, Olga, fast möchte man sagen: in Siegerpose, lachend, lebensfroh, dominant. Der Mann vor ihr jedoch, glaubt er noch an eine Zukunft? Er sitzt dabei, wie wenn er ihnen allen den Spass nicht verderben möchte.

Natürlich enthält der Band zahlreiche Illustrationen, die den äusseren Lebensrahmen des Dichters anschaulich machen. Städte und Landschaften, wie sie zu seiner Zeit aussahen, Häuser, die er bewohnt hat, Menschen, die sein Leben eine Zeitlang begleitet hatten, erscheinen hier im Bild. Reichhaltig ist die Dokumentation über Tschechows Werk auf dem Theater seiner Zeit. Auch eine Seite aus Stanislavskijs Regiebuch «Die Möwe» und ein Szenenphoto des zweiten Aktes, auch das Premierenplakat sind wiedergegeben. Zu den Aufnahmen, die den Dichter im Kreise des Ensembles des Moskauer Künstlertheaters zeigen, enthält die Bilderläuterung am Schluss des Bandes ein interessantes Detail. Es gibt da nämlich ein gestelltes Gruppenbild, das Tschechow im Kreis der Mitglieder zeigt, wie er sein Stück vorliest. Die Lesung hat nie stattgefunden, es war — wie gesagt — ein gestelltes Bild. Aber am rechten Bildrand war auch Meyerhold erkennbar. Auf der stalinistischen Version desselben Bildes, die in Verkleinerung reproduziert ist, hat man diese Figur wegretouchiert. Meyerhold war ein Opfer des stalinistischen Terrors. Bewegend das Photo, das an Tschechows Besuch bei Tolstoi auf der Krim erinnert, 1901, als er schon schwer von der Krankheit gezeichnet war. Gorki, Bunin, natürlich die Schauspieler und Regisseure des Künstlertheaters, schliesslich die letzte Szene: Badenweiler. Mit Olga zusammen war er an diesen «originellen Kurort» gereist, auf den Tod krank. Der Band zeigt eine Postkarte des Hotels Sommer, in welchem der Dichter starb. Der Speisesaal, die Halle, sozusagen als letzte Szenerie, sind festgehalten. Auf Seite 315, der Seite mit dem Bild des toten Tschechow im Hotelzimmer gegenüber, gibt es ein Faksimile der Sterbeurkunde. Bilder vom Trauerzug und vom Grab beschliessen die Dokumentation.

Das Buch ist wie ein Album, das aufbewahrt, was einmal lebendige Gegenwart war. Mir kommen die Regieanmerkungen in den Sinn, mit denen Tschechow die Komödie «Der Kirschgarten» schliesst: «Stille tritt ein, und zu hören sind nurmehr fern im Garten die Axthiebe, mit denen Bäume gefällt werden.»

Anton Krättli

[1] Anton Čechov. Sein Leben in Bildern. Herausgegeben von Peter Urban. Diogenes Verlag, Zürich 1987.

In der Werkstatt des Politikers Helmut Schmidt

Fünf Jahre nach dem Ende seiner Kanzlerschaft legt Helmut Schmidt ein thematisch gross dimensioniertes Buch über den gegenwärtigen Zustand der Weltpolitik vor. Das Buch ist keine Autobiographie. *«Politische Selbstbespiegelungen»* sind nicht seine Sache. Helmut Schmidt ist trotz seiner kategorischen Urteile kein eitler Mensch, weder als Politiker noch als Autor. Ihm geht es nicht um sich, sondern stets um die Sache, das spüren selbst die, die unter ihm zu leiden haben. Der Rezensent hat bei einer Afrikareise miterlebt, wie der damalige Kanzler eine Vorlage verbesserte, die ein Staatssekretär zu vertreten hatte, mit dem Ergebnis, dass der dezent, aber unmissverständlich Gerügte anschliessend den Journalisten gegenüber anerkannte: *«Er kann es eben besser»*[1].

In dem Buch schildert der Verfasser *«Eindrücke von Russen, Amerikanern und Chinesen und besonders meine Erfahrungen mit ihren Staatsmännern. Ich versuche, sowohl ihre als auch meine Sicht solcher Probleme darzustellen, die mein Land und mich betrafen und noch betreffen»*. Es geht also um die grossen Themen der Aussen-, Sicherheits- und Wirtschaftspolitik, die eigentliche Domäne der Weltmächte. Das Buch ist, zweitens, auch kein politisches Testament, obwohl sich zahlreiche wichtige Ratschläge, Warnungen, Einschätzungen des erfahrenen Staatsmanns für die nachfolgenden Generationen herauslesen lassen.

Schmidt stellt die Themen in den Mittelpunkt, die seiner Kompetenz und seinen Neigungen entsprechen. Er hat sich, insbesondere während seiner Zeit als Finanzminister und Kanzler, während der er mit seinem, wie er oft betont, «Freund» Giscard zusammenarbeitete, als «Weltökonom» hervorgetan, wie damals bewundernd und leicht ironisch gesagt wurde — insbesondere von Politikern und Intellektuellen, denen der nationalökonomische Sachverstand Schmidts fehlte. Zum anderen hat den Verfasser die Rüstungs-, Rüstungskontroll- und Abrüstungspolitik vorrangig beschäftigt. Sein 1969 veröffentlichtes Werk *«Strategie des Gleichgewichts»* hat ihm in der Fachwelt grosses Ansehen verschafft. Die Konzentration auf diese beiden Themenkomplexe verdeutlicht seine Blickrichtung und sein Credo: Die Aussenpolitik ist das Schicksal. Aus dieser globalen Optik wird die heutige Welt besichtigt. Nach Schmidts Analyse vollziehen sich gegenwärtig in allen drei Weltmächten grosse, zum Teil erschütternde Umbrüche.

Er spielt damit auf Gorbatschows Perestroika an, deren Erfolg ihm noch ungewiss erscheint; auf Deng Xiaopings Wirtschaftsreform, die China erst zur dritten Weltmacht machen wird — im 3. Jahrtausend —, wenn die Staaten mit einer Milliardenbevölkerung (China, Indien) nach dem ersten Rang streben werden; und auch die Umorientierung der amerikanischen Politik nach Westen und Süden, die die Phase der konzeptionslosen und unberechenbaren US-Politik unter Carter und Reagan eingeleitet hat. Der Verfasser hält es allerdings für «durchaus ungewiss, ob die Veränderungen im Inneren der drei Weltmächte tatsächlich auch wesentliche Veränderungen der Welt bringen werden». Der Praktiker der Politik gibt damit implizite zu verste-

hen, dass Kampf und Konkurrenz der Mächte auch im Atomzeitalter die Geschichte bestimmen werden. Er hält es für keiner Erwähnung wert, dass die Grundregeln der Politik sich nicht verändern werden — auch wenn die Erde heute technisch, wirtschaftlich, kommunikations- und verkehrsmässig eine Einheit darstellt; auch wenn unser Planet von der — nationale Grenzen nicht achtenden — Tschernobylwolke und sonstigen Katastrophen gefährdet ist. Der Politiker wird weiterhin mit einer Vielzahl von — allerdings grösseren — Staaten oder Einheiten zu rechnen haben.

Bekenntnishaft schreibt Schmidt in den *«Schlussbetrachtungen eines Europäers»,* dass Westeuropa, wenn es gegenwärtig auch seine Chance zu verschlafen scheint, die Voraussetzungen hat, vierte Weltmacht zu werden: *«Die Europäische Gemeinschaft ist etabliert. England ist Mitglied. Die französischen Vorbehalte gegen Deutschland sind einer beiderseitigen Sympathie gewichen; der Europäische Rat als europäisches Führungsorgan hat seit Beginn der achtziger Jahre seine Handlungsfähigkeit mehrfach bewiesen, er hat sogar die Grundlagen für ein gemeinsames Währungssystem geschaffen; die kollektive, besonders wirtschaftliche Kraft der EG gibt Europa ein unerhörtes politisches Gewicht.»* An solchen wohl allzu positiven Urteilen ist die Befangenheit des weltpolitischen Akteurs festzustellen, wenn er über die eigene Mitwirkung berichtet.

Schmidts Buch gewährt dem Leser einen Blick in die Werkstatt des Politikers. Er schildert mit einer bei anderen Politikern selten gewohnten Präzision den Gang der Diskussionen, den Wechsel der Argumentationen, das Taktieren und Finassieren im Umgang mit seinen Partnern, wenn er etwa Carter rät, *«Breschnew einen Informationsvorsprung vor seinen Kollegen zu verschaffen.»* Der Verfasser bleibt durchgehend bei der ernsten Schilderung der Verhandlungsgegenstände und Kräfteverhältnisse. Auf Anekdotisches verzichtet er völlig. Manche Passagen geraten darum streckenweise trocken und hölzern: Staatsmannsprosa, aber die dargestellten Ereignisse sind so interessant und bewegend, dass beim Lesen keine Müdigkeit aufkommt.

In Schmidts Regierungszeit fallen dramatische Ereignisse wie «Watergate», wozu er nur zu sagen weiss: *«Auch aus der Rückschau kann ich Nixons Verhalten noch immer nicht verstehen.»* Und zwar deshalb, weil er den Präsidenten und seine aussenpolitischen Aktivitäten so hoch schätzt: *«Richard Nixons Öffnung gegenüber China, der von ihm erstrebte und — wenn auch nicht ohne Umwege — schliesslich erreichte Rückzug aus Vietnam, seine Gleichgewichtsstrategie gegenüber der Sowjetunion, herausragend gekennzeichnet durch den ABM-Vertrag und das SALT-I-Abkommen, sein Verständnis für die Interessen der europäischen Verbündeten zeichnen Nixon vor Johnson, Carter und Reagan deutlich aus.»*

Mit dem nächsten Präsidenten, Gerald Ford, verstand sich Schmidt gut; auch er ist ihm ein Freund geworden, er hat die gleiche Politik wie sein Vorgänger geführt. Über Carters unpolitischen Menschenrechts-Idealismus hingegen war und ist der damalige Bundeskanzler noch heute entsetzt, ebenso wie über seine wirkungslose Nadelstichpolitik (Olympia-Boykott) gegenüber der Sowjetunion nach Afghanistan.

Am stärksten beeindrucken

Schmidts Darlegungen durch die persönliche Moral, die er, der kühl rechnende Politiker, an den Tag legt. In seinem Buch findet sich keine Spur von Zynismus, am wenigsten gegenüber seinen weltpolitischen Gegenspielern, den Sowjets. Immer wieder kommt Helmut Schmidt auf die Hitler-Vergangenheit zu sprechen, deren Bedeutung für seine sowjetischen Partner er sich bewusst zu machen bemüht. *«Im Laufe des Abends geriet Breschnew — ob kalkuliert oder aus einer momentanen Stimmung heraus, blieb mir unklar — in einen Monolog über die Leiden der Völker der Sowjetunion während des Zweiten Weltkrieges ... Es lag ihm daran, seinen Gastgebern die grosse Selbstüberwindung fühlbar zu machen, die es ihn und die Russen gekostet hatte, sich zur Zusammenarbeit mit der Bundesrepublik Deutschland, zum Moskauer Gewaltverzichtsvertrag und zum Viermächteabkommen über Berlin zu entschliessen — und zum Besuch in Bonn, bei den ehemaligen Feinden ... Die Erinnerungen an die schlimme Vergangenheit oder die Hoffnung auf die friedliche Zukunft»,* die Schmidt beschwor, *«haben diesen mächtigen Mann tief bewegt. Mich hat das sehr berührt.»* In diesem Zusammenhang befindet sich auch eine der seltenen Stellen, wo der sonst stets distanzierte Berichterstatter persönlich wird: *«Ich selbst dachte bei Breschnews Schilderungen an meine eigene Kriegszeit, die inzwischen mehr als drei Jahrzehnte zurücklag. Ich erinnerte mich an den Geruch im brennenden Sytschewka, an die Leichen an den Strassenrändern. Ich erinnerte mich an mein verständnisloses Entsetzen, als ich einmal in einem rückwärts gelegenen Versorgungsstützpunkt die unmenschlichen Bedingungen eines Gefangenentransportes erlebte. Mir fiel die gegenseitige Angst wieder ein, welche deutsche Soldaten und russische Zivilbevölkerung voreinander hatten ... Breschnew hatte recht: Der Krieg war schrecklich gewesen, und wir Deutschen hatten ihn in sein Land getragen. Aber Breschnew hatte zugleich Unrecht in seiner Einseitigkeit. Er klagte allein Hitler an; wusste er nicht oder wollte er nicht wissen, dass auch Stalin manchen seiner Feinde hatte umbringen lassen?»*

Diese Formulierung ist unzulässig milde. Stalin hatte Schlimmeres auf dem Gewissen. Aber Schmidt senkt gegenüber den Sowjets bewusst die Stimme, wenn es um die Vergangenheit geht. Bei Wahrnehmung der aktuellen deutschen Interessen hingegen ist er pragmatisch gemäss der Devise, mit der er den ersten Abschnitt des Buches überschreibt: *«Mit den Russen leben.»* Die Sowjetunion ist eine Supermacht, die Bundesrepublik muss mit ihr auskommen. Trotz des menschlichen Verständnisses weiss der Autor Schmidt die sowjetische Politik immer realistisch einzuschätzen. Er schreibt den Sowjets mit einem diplomatischen Begriff ein *«expansives Sicherheitsbedürfnis»* zu; der Ton liegt auf expansiv. Am Friedenswillen der Sowjets zu zweifeln hatte er keinen Anlass, betont er mehrfach. *«Ebenso klar wurde mir allerdings, dass die sowjetischen Führer eine quantitative Überlegenheit der Sowjetunion für die beste Friedenssicherung hielten. Dass ihre derart enorme Überlegenheit den Deutschen unheimlich sein musste, hatte offenbar keine grosse Rolle in ihrem Denken gespielt.»*

Die Kritik an manchen Entwicklungen der USA richtet sich besonders gegen Carter und Reagan, nicht zuletzt wegen der aus Unkenntnis und mangelndem Verständnis geborenen Rücksichtslosigkeit gegen die legitimen

Interessen der Verbündeten. Insgesamt vertritt Schmidt vorrangig die Positionen der Allianz und einer berechenbaren Gleichgewichtspolitik. Persönlich ist er ein wahrer Liebhaber der Vereinigten Staaten, die er schon als junger Mensch kennengelernt hat. Seine Einstellung wird am deutlichsten im letzten Satz des Amerika-Kapitels (Die USA — von der Schwierigkeit, eine Weltmacht zu sein): *«Wenn ich jemals in ein fremdes Land gehen müsste, so ginge ich in die USA.»*

Peter Coulmas

[1] Helmut Schmidt, Menschen und Mächte. Siedler Verlag, Berlin 1987.

Wiederentdeckung des Geistigen in der Landschaft

Wir alle müssten «nicht etwas anders *machen,* sondern wir müssen *anders werden».* Diesen bekenntnishaften Ausspruch eines Weggenossen hat *Hans Weiss,* Geschäftsleiter der Stiftung für Landschaftsschutz und Lehrbeauftragter der ETH für Landschaftsschutz, als das ganze Umweltproblem kennzeichenden Kernsatz an den Schluss seines Buches *«Unteilbare Landschaft»*[1] gesetzt, mit dem er vor Weihnachten berechtigtes Aufsehen erregt hat. Denn das Buch wirbt weniger mit materiellen denn mit geistigen Werten für ein erweitertes Umweltverständnis.

Von isolierten Rettungsversuchen ...

So wären weder das technische Grossprojekt zur Umlagerung des Verkehrs von der Strasse auf die Schiene noch das Paragraphengitter zur Absicherung einer Moorlandschaft gegen militärische Beeinträchtigung schon hinreichender Ausdruck eines naturnaheren Umweltverständnisses? Wie immer die Entscheide des Schweizervolks vom ersten Dezembersonntag ausgelegt werden mögen — es bedürfte jedenfalls noch deutlicherer Beweise eines Umdenkens, um mit Zuversicht den weiteren Entwicklungen entgegenzusehen. Weiss konnte sich in seinem jüngsten Buch dazu noch nicht äussern. Er hat aber früher schon eine deutliche Sprache gesprochen. So hat er 1981 mit einem im selben Verlag erschienenen Mahnruf *«Die friedliche Zerstörung der Landschaft und Ansätze zu ihrer Rettung in der Schweiz»* auf quer laufende Versuche aufmerksam gemacht, auf die Veränderung der Landschaft Einfluss zu nehmen.

Als wesentliche Ursache der Landschaftszerstörung sind in jenem Buch die Technisierung und Spezialisierung der meisten Wirtschafts- und Lebensbereiche, insbesondere der Landwirtschaft, bezeichnet worden, die es zulässt, dass sich die Kulturlandschaft zusehends in eine blosse «Produktionsfläche» verwandelt. Als kennzeichnende Etappen auf diesem Weg sind der Auszug des Bauern aus der Dorfsiedlung in bislang unberührte Geländekammern, wo fabrikartig anmutende Scheunen und Silos hingepflanzt werden, die damit einhergehende land- und forstwirtschaftliche «Verstrassung» und weit über das Ziel schiessende perfektionistische Gewässerverbauungen

angeführt worden. All diese im Interesse einer leichteren und die bäuerlichen Einkommensverhältnisse verbessernden Bewirtschaftung von Feld und Wald vorgenommenen Massnahmen haben weniger erwünschte Folgewirkungen gehabt: Die Verstrassung hat wie ein Magnet den Freizeit- und Ausflugsverkehr in bisher verschonte Landschaften gezogen. Ihm sind auf dem Fusse die von einer rasch reagierenden Bauspekulation realisierten Ferienhausüberbauungen gefolgt. Was aber dieser gewissermassen schicksalhaften, allen Zielen der öffentlich abgesegneten, schonenden Nutzung der karg gewordenen Bodenreserven zuwiderlaufenden Entwicklung das Tüpfelchen aufsetzt: sie wird durch eine von Behörden desselben so um den Landschaftsschutz besorgten Staates durch eine verfehlte Subventionspolitik tatkräftig gefördert! Denn weil dieser Staat nach den Erstellungskosten bemessene Beiträge an Strassenbauten und Gewässerverbauungen spricht, den Unterhalt der gleichen Anlagen jedoch Gemeinden und Korporationen überlässt, gehen die Subventionsempfänger von Anfang an auf eine möglichst umfassende, für alle Ewigkeit abgesicherte geteerte und zementierte Ausführung der Bauten aus, um so von späteren Aufwendungen für den Unterhalt möglichst verschont zu bleiben.

Weiss hat die Auffassung vertreten, dass der Staat gescheiter täte, weniger Beiträge an die Baukosten und dafür etwas an den Unterhalt zu leisten. Hat der Mahnruf eine Änderung der Subventionspraxis bewirkt? — Selbstverständlich nicht. Anlässlich einer im Sommer 1986 unter dem Leitmotiv *«Landschaftsschutz — eine Aufgabe der Landwirtschaft?»* von der Stiftung für Landschaftsschutz durchgeführten Tagung ist deutlich geworden, wie an sich vorhandene Bereitschaft zu vernunftgemässem Verhalten nach wie vor vor den wirtschaftlichen Gegebenheiten kapituliert. So gehen eine um die andere der noch in Resten vorhandenen Kulturlandschaften, von denen eine gleichzeitig veranstaltete Ausstellung einen nachhaltigen Eindruck vermittelte, auch noch verloren. Soll angesichts der ökonomischen Gesetzmässigkeiten der Kampf aufgegeben werden? Dass nichts verfehlter wäre, darauf weisen die zusehends mehr von sich reden machenden ökologischen Katastrophen hin.

... zur ganzheitlichen Sicht

Weiss darf für sich in Anspruch nehmen, sein in den Dienst der Landschaft gestelltes, unermüdliches Wirken seit jeher gewissermassen «doppelspurig» betrieben zu haben: zum einen auf erreichbare praktische Erfolge im Kleinen ausgerichtet und zum andern auf die grundlegende Umbesinnung angelegt. Sein neues Buch verfolgt in beispielhafter Weise dieses grössere Ziel. Schopenhauer zitierend, der von der Philosophie gesagt hat: «Sie ist nicht alles, aber ohne sie ist alles nichts!» wirbt der Autor für die Grunderkenntnis, dass die Landschaft «die unersetzbare geistige und seelische Grundlage unseres Lebens», also der immaterielle Wert sei, in dem wir unserer Geschichte begegneten und aus dem wir auch die Impulse für die Gestaltung einer lebenswerten Zukunft empfingen. Es gebe nichts Dümmeres als das auf sich selber reduzierte Nützlichkeitsdenken, mit dem unsere Gesellschaft die Landschaftszerstörung in vollstän-

diger Verkennung des Umstandes, «dass auch der Nichtnutzen einen Nutzen hat», weiter perfektioniert. Aus der lebensbedrohenden Krise, in die unsere Kultur und die ganze Zivilisation geraten sind, helfe das Weiterwursteln, wie es Politik und Wirtschaft im Vertrauen auf die *«High Technology»* und menschlichen Erfindergeist heute betreiben, nicht heraus.

Sicher vermöge die Technologie eine wichtige Rolle bei der Lösung von Umweltproblemen zu spielen, aber in Zukunft werde es mehr darum gehen, ein anderes Umweltverständnis und andere Verhaltensweisen zu entwikkeln, als für jedes tatsächliche oder nur eingebildete Problem eine technische Lösung zu finden. «Der technologische Machbarkeitsglauben wird uns nur von einer Sackgasse in die andere führen, wobei der Ausweg immer schwieriger wird.»

Weiss verneint damit nicht den echten Fortschritt in vielen Teilbereichen, der unseren Breiten einen nie dagewesenen materiellen Wohlstand gebracht hat. Und wenn er auch beim Aufstellen einer «Erfolgsbilanz» die Risiken der nuklearen Technologie oder die Schäden, die aus der Verbrennung der fossilen Rohstoffe entstehen, nicht verschweigt, so ist ihm doch wichtiger als diese Kategorien die schlichte Feststellung, dass dem Menschen die *Ehrfurcht* vor der «nicht herstellbaren» Natur verlorengegangen ist. Ehrfurcht nicht als idealistische Gesinnung irgendwo im luftleeren Raum, sondern ganz einfach als Bescheidenheit und Respekt gemeint, die wir gegenüber dem Lebendigen, ja den zwecklos scheinenden Dingen haben müssten.

Was damit gemeint ist, wird mit der Begegnung von *«homo faber»* und Landschaft deutlich gemacht: Wenn der Mensch früher, als er noch den Beschränkungen der natürlichen Umweltbedingungen unterlag, im Umgang mit der Landschaft gelernt hatte, wie er seine Behausungen zu errichten hatte, und dabei in handwerklicher Übereinstimmung mit den gegebenen Materialien, klimatischen und topographischen Bedingungen die vollendete Harmonie erreichte, die wir heute noch beim Anschauen alter Bauernhäuser bewundern, scheint unserer Zeit mit ihren unbegrenzten technischen Möglichkeiten der Sinn dafür abhanden gekommen zu sein; es ist jeder Verirrung Tür und Tor geöffnet worden. Ein Teil dieser Verirrungen mag, so sie keinen weiteren Schaden stiften, als blosse Skurrilitäten hingenommen werden. Andere — Weiss weist insbesondere auf die aus dem unerhörten Mobilitätsbedürfnis hervorgegangenen Verkehrsbauten hin — drücken der Landschaft einen Stempel auf, der nicht mehr getilgt werden kann. Die einfältigerweise schon *«Pyramiden des 20. Jahrhunderts»* genannten, fest einbetonierten Autobahnen und bereits als überholt erkannten Schiffahrtskanäle werden dereinst neue Eiszeiten überdauern.

Doch unsere Konsumgesellschaft legt entgegen verbalen Bekenntnissen täglich neue «Plebiszite» ab, die diese verhängnisvollen Veränderungen stürmisch weiter vorantreiben: Verkehr und Energieverbrauch wachsen, der Abfall türmt sich zu Bergen. Wie sich das in der «unteilbaren Landschaft» ausprägt, wird anhand zweier Faltbootfahrten, die der Autor einst als junger Mann und kürzlich wieder von Genf bis zum Meer gemacht hat, in Bild und Wort eindrücklich geschildert: Binnen einem Vierteljahrhundert hat die Rhonelandschaft ihr Geheimnis verloren —

der Fluss zieht sich als Rinnsal mit schmutzigen Restwassern kahl geschlagenen, in eine Industrielandschaft verwandelten Ufern entlang. Beängstigend ist das Tempo dieser Veränderungen mit allen ihren Folgen für Tier- und Pflanzenwelt und neuerdings für den Menschen selber. «Die Krone der Schöpfung ist im Begriff, das was die Evolution in langen Zeiträumen und zuletzt auch der Mensch selber hervorgebracht haben, in kürzester Zeit zu vernichten.»

Naturwissenschaftliches Denken wider die Natur

Weiss bleibt nicht bei resignierenden Tatsachenfeststellungen stehen, wie sie mit ihm auch andere schon gemacht haben. Er tut einen weiteren Schritt auf der Suche nach den Ursachen des Verhängnisses. Sich auf das Goethewort vom Unheil der neuen Physik berufend, die abgesondert von der Natur bloss in dem, was künstliche Instrumente zeigen, eben diese Natur erkennen will, setzt er ich in dem wohl entscheidenden Abschnitt seines Buches, *«Descartes und die Folgen»* überschrieben, mit diesem französischen Philosophen auseinander, der zu Beginn des 17. Jahrhunderts eine entscheidende Wende im abendländischen Denken bewirkt hat. «Die komplexen Dinge der Natur dadurch begreifbar zu machen, dass man sie in die einfachsten und am leichtesten zu erkennenden Objekte zerlegt, um von dort auf der Grundlage eines gesicherten mathematischen Ansatzes allmählich und gleichsam stufenweise zur Erkenntnis der zusammengesetzten Phänomene aufzusteigen» — so hat der von der Mathematik herkommende grosse Denker seine Methode formuliert. Mit diesem komplizierten Schlüssel sollten nicht nur die unbelebten Dinge erklärbar gemacht, sondern auch das Lebendige erforscht werden. Und die Naturwissenschaften und technischen Wissenschaften sind bei diesem Verfahren geblieben, das «ideologiefrei» an der Frage nach dem Sinn vorbeiforscht und statt zu einem tieferen Verständnis der Natur und des Seins zu führen, letztlich eben zu einer Ursache der Umweltzerstörung geworden wäre. Denn mit ihm würden die Hemmschwellen für Rücksichtnahme, Mitgefühl und Ehrfurcht abgebaut...

In genialer Voraussnahme dessen, was mit uns passiert, hat Chaplin in seinen unsterblichen *«Modern Times»* 1936 schon die Verstrickung des modernen Menschen in eine von ihm nicht mehr beherrschte Maschinenwelt dargestellt. Was damals noch mehr belacht denn als Verhängnis erkannt wurde, ist mit der Computerisierung des Lebens bitterernstes Schicksal geworden. Weiss stellt die Frage, ob das Computer- und Informationszeitalter grundlegend Neues oder nur die Schlussphase cartesianischen Denkens anzeige. Er lässt die Frage mit der Hypothese im Raum stehen, dass mit der Mikroelektronik, die Computertechnologie und Informatik möglich gemacht und damit dem Versuch den Weg geebnet hat, auch das Denken an Apparate zu delegieren, der Mensch überflüssig werden könnte. Wer solche Perspektive als Ausdruck der Technikfeindlichkeit abqualifiziert und darauf beharrt, dass die Herrschaft der Maschine immer noch Sache der Anwendung der Technik bleibe, wird auf die «Eigengesetzlichkeit» einer Entwicklung verwiesen, auf die wir uns schon so weit eingelassen hätten, dass jedenfalls die Furcht vor den Entwick-

lungen, die noch auf uns zukommen könnten, nicht unberechtigt erscheine.

Zu pessimistisch? — Wer sich vergegenwärtigt, was über die alarmierenden Chemie- und Reaktorkatastrophen hinaus und im Grunde viel beunruhigender als diese «Sekundärerscheinungen» cartesianischer Denkweise schon zur Normalität eines ausufernden Forschungstriebes geworden ist, nimmt die Zukunftsangst ernst: Was einst, als sich die Forschung von auf der Menschheit lastenden starren Dogmen zuerst freimachen musste, wenn sie der Wahrheit näherkommen wollte, Befreiung von einem «Aberglauben» war, das droht mit einer zum Selbstzweck gewordenen Forschung in *«Aberwissen»* umzuschlagen. Als besonders beängstigende Ausprägung dieses «wertfreien Forschens» wird die von einer total kritiklosen Wissenschaftsgläubigkeit betriebene Manipulation mit dem Erbgut von Pflanze, Tier und Mensch in Erinnerung gerufen, mit welcher die heutigen «Descartes» — allerdings als schlechte Schüler ihres Meisters — sich blossstellen. Dieser ist nämlich auf seiner unablässigen Suche nach Erkenntnis im Selbstzweifel schliesslich zur Infragestellung menschlicher Machbarkeit und zur Anerkennung einer höheren Macht gelangt. Mit anderen Worten: ihn hat die Suche letztlich zum Gottesbeweis geführt, wogegen sich der moderne Wissenschaftsbetrieb (mit Ausnahmen) einer «Berufsauffassung» verschrieben zu haben scheint, die von einem höheren Wesen, ohne dessen Existenz unser Dasein unerklärbar bleibt, nichts wissen will. Er scheint sich, was das religiöse Fundament anbelangt, mit der wörtlichen Interpretation jüdisch-christlichen Gebots zu begnügen, dass sich der Mensch die Erde «untertan» machen solle.

Vom Denken zum Handeln

Es ist damit wohl der wesentliche Gedankengang der *«Unteilbaren Landschaft»* nachgezeichnet. Er führt zum entscheidenden Anliegen zurück, mit dem dieser Buchhinweis begonnen worden ist: Zu den unentwegten Anstrengungen, in kleinen Schritten — so aussichtslos das auch erscheinen mag — die unteilbare Landschaft wenigstens stückweise vor «gängigeren», weil wirtschaftlich begründeten Eingriffen zu retten. So bringt denn auch der zweite Teil des Buches textlich und bildlich belegtes Anschauungsmaterial sowohl von nicht wiedergutzumachender Zerstörung als auch von wenigstens in Ansätzen gelungener Bewahrung.

Ein schon über ein Jahrhundert zurückliegender Ausspruch des grossen Jacob Burckhardt leitet diesen Teil ein: «Überall steigen die Bedürfnisse und die dazu passenden Theorien. Zugleich aber auch die Schulden. Schon diese Art, das Vermögen der künftigen Generationen vorweg zu verschleudern, beweist einen herzlosen Hochmut als wesentlichen Charakterzug.» — Könnte die 1868 gemachte Aussage nicht erst von gestern sein? Jedenfalls kennzeichnet sie die heute vorherrschende Mentalität. Weiss ist um prägnante aktuelle Illustrationen dieses Geistes nicht verlegen. Beispielsweise, wenn er auf die krassen Verunstaltungen der Berglandschaft durch Pistenplanierungen hinweist, die angeblich im Interesse der Sicherheit des Skifahrens vorgenommen werden, indessen den Skisport wegen der dadurch ermöglichten höheren Geschwindigkeit erst recht gefährlich machen. Hauptleidtragender bleibt die Natur, deren Narben nicht mehr verheilen.

Ein anderes Beispiel: Es werden Rebbergplanierungen gezeigt, die gewiss die Arbeit in den Reben vereinfachen, mit ihrer als Hilfe für den bedrängten Weinbauern gedachten Produktionssteigerung aber die herrschende «Weinschwemme» vergrössern und ein harmonisches Landschaftsbild für immer zum Verschwinden bringen. Oder — es sei damit nur noch ein besonders aktueller, im Zeichen des europäischen Zusammenschlusses aber auch besonders perfider Anlass zum Nachdenken angeführt — die zur Erleichterung des grenzüberschreitenden motorisierten Warenverkehrs verlangten grösseren Lastwagenbreiten: Die als geringfügig bezeichnete Erweiterung der Fahrzeugdimensionen müsste nach bewährter Salamitaktik den Ausbau einer Nebenstrasse nach der andern im Landesinnern nach sich ziehen.

Noch überwiegen, was den zuletzt angeführten Anwendungsfall schrittweisen Umsichgreifens der Zerstörungen anbelangt, natürliche Hemmungen gegenüber ausländischer Einflussnahme. Doch eine Garantie, dass unsere Institutionen vor den «Sachzwängen» nicht kapitulieren, gibt es nicht. Deshalb wäre es denn auch so entscheidend, dass endlich eine «ganzheitliche Wahrnehmung» der Landschaft die Brücke schlagen würde zu entsprechenden Lösungen in Gefahrensituationen. Ansätze sind vorhanden. Als hoffnungsvolles Zeichen gibt Weiss das Zitat aus einem Bundesgerichtsurteil vom Dezember 1983 wieder, das mit der Begründung, dass eine Inaugenscheinnahme der von der Ausbaggerung bedrohten Flussstrecke «den besonderen Reiz dieser noch natürlichen und mit einem turbulenten Fliessgewässer durchzogenen Landschaft augenfällig gezeigt» habe, die Beschwerde gegen eine von der Berner Regierung erteilte Baubewilligung für ein neues Aarekraftwerk gutgeheissen hat. Die hohen Richter haben kein Hehl daraus gemacht, dass sie von den ungewohnten Eindrücken, die ihnen eine amtsstubenferne, befreiende Fahrt im Schlauchboot vermittelt hat, nicht unberührt geblieben sind. Wahrlich ein bemerkenswertes Bekennntis!

Oder das Signal, das von der Erklärung, auf die Nutzung der «Urlandschaft» im unwegsamen Grenzgebiet der Greina zwischen Bündneroberland und Tessin zu verzichten, ausgegangen ist: Wenn auch an diesem letzten Beispiel offenbar geworden ist, dass ein solcher, von einem Kraftwerkkonsortium wegen voraussehbarer Schwierigkeiten ausgesprochener Verzicht nicht auf neue Liebe zur Landschaft zurückzuführen ist, ja bei den armen Berggemeinden, die vergeblich schon kräftige Einkünfte aus den Wasserzinsen einkalkuliert hatten, Hoffnungen geknickt hat, ist doch gerade hier wieder auch die Bereitschaft deutlich geworden, mit einer landesweiten Hilfsaktion sich die Erhaltung eines Stücks unversehrter Landschaft etwas kosten zu lassen.

Man mag diese «Entschädigungsphilosophie», die das «Pendant» zu dem verhängnisvollen, in der allgemeinen Anspruchsinflation angeschwollenen Gehaben ist, aus allem — selbst aus der allen gehörenden Natur — besondern Vorteil ziehen zu wollen, als bedauerlichen Schönheitsfehler im leicht aufgehellten Gesamtbild empfinden. Weiss beweist mit seiner Einstellung zu diesem Aspekt, dass er kein weltfremder Umweltfanatiker ist: Wo er am Schluss seines Buches vom «Recht der Natur» spricht, das Tieren und Pflanzen ein Recht auf Dasein in ihrem Lebensraum

gewährt, ohne irgend einem vom Menschen definierten Nutzen oder Zweck zu dienen, anerkennt er zugleich, dass dieses Recht nur zu verwirklichen ist, wenn die Allgemeinheit für den wirtschaftlichen Ausgleich sorgt. Jene Gemeinwesen und Privaten, in deren Besitz sich unberührte Naturlandschaften befinden, sollen nicht mit leeren Händen dastehen, wenn sie der Natur zu ihrem Recht verhelfen wollen. Über die Art und Weise, wie solcher Ausgleich zu finanzieren wäre, könne man sich unterhalten. Es ist von einem Zuschlag von wenigen Rappen auf der touristischen Logiernächte-Taxe die Rede. Entscheidend sei der politische Willen, das Notwendige zu tun ...

Und dieser Willen — das die Essenz des Gedankengangs — würde wohl durch die Einsicht bestimmt, dass die uns umgebende Landschaft nicht nur materielle, sondern geistige Werte in sich birgt. Die Hoffnung kommt aus der Wiederentdeckung des Geistigen in der Landschaft!

Arnold Fisch

[1] Hans Weiss, «Die unteilbare Landschaft — Für ein erweitertes Umweltverständnis», Orell Füssli Verlag, Zürich 1987, 192 Seiten Text und 32 Bildseiten.

Geschichte eines englischen Gartens

Geschichte eines Gartens — ein Buch, das wohl nur in England so geschrieben werden konnte, denn wo sonst, ausser bei fürstlichen Parkanlagen, gäbe es in Europa eine Tradition eines Gartens vom 16. Jahrhundert (also der Zeit Elizabeths I.) bis in die Gegenwart, und zwar eines Gartens im Besitz von gewöhnlichen Bürgern, zunächst der Familie Barton, freien Bauern, die die Farm und den Garten während fünf Generationen bewirtschafteten?

1652 wurde der Besitz erstmals verkauft, um dann während vier Generationen der Familie Munroyd zu gehören, zuletzt der unverheirateten Charlotte Munroyd, die 1817 starb. Eine Erbengemeinschaft entfernter Verwandter verkaufte die Farm an einen Veteranen der napoleonischen Kriege, John Hackshaw, dessen Enkel kein Interesse daran hatte und sie verpachtete. Dann ging sie an seinen Neffen über, der das Haus jedoch nicht bewohnte, so dass alles während zehn Jahren verwilderte. Ein Künstler, Robert Dunchester, kaufte das Anwesen 1909 billig, musste aber viel Arbeit und Geld investieren, um es wieder auf die Höhe zu bringen. Über die weibliche Linie ist es jetzt im Besitz einer Familie Thompson.

Dies alles geht aus zwei Stammbaum-Seiten am Anfang des Buches hervor, denen eine Zeittafel der jeweiligen Neuerungen und Veränderungen beigegeben ist[1]. So erfahren wir, dass in dem gerodeten Waldland zuerst, 1556, nur ein kleiner Kräutergarten beim Haus ausgegrenzt wurde. Schon ein Jahr später wurde das Beet mit Blumen eingefasst, 1559 eine grössere Rodung ausgeführt, was das Anpflanzen von Gemüse ermöglichte. Um 1600 bestand bereits ein Obstgarten, um 1632 wurden Himbeeren und Stachelbeeren angepflanzt, gegen Ende des

17. Jahrhunderts schickte ein Cousin aus New England Samen amerikanischer Pflanzen, 1685 wurden Versuche mit Kartoffeln angestellt (die zuerst nur wegen der Blüten, als Zierpflanzen, gezogen wurden). Bis 1750 wurden viele neue Blumen, Früchte und Gemüse eingeführt, 1758 ein Gewächshaus gebaut. Schon 1830 gab es eine Mähmaschine, um den «Long walk» zu unterhalten, eine etwa hundert Meter lange Rasenfläche, die zuerst dem Bogenschiessen, später dem Bowl-Spiel diente.

1870 liess der Pächter Daker, der keine besonderen Anstrengungen unternahm, den Wert des Gartens zu erhöhen, grössere Brennesselflächen stehen, als Brutstätte besonders schöner Schmetterlinge. Nach der Verwilderungsszeit gab es 1909 einen Platz für «Sphairistiké», ein Ballspiel, das Vorläufer des Lawn Tennis war. Im Ersten Weltkrieg wurden Gemüse statt Blumen angepflanzt, das gleiche wiederholte sich im Zweiten Weltkrieg.

Seit 1965 befindet sich ein Seniorenheim in Bartons End, die Beete wurden zum Teil erhöht, um den Heiminsassen, die sich an der Pflege beteiligen wollen, die Bearbeitung zu erleichtern. Aus einem ehemaligen Bombenkrater entstand ein Wasser- und Naturgarten. Der Autor, George Ordish, hat jahrelang als Entomologe für die UNO in Mexiko und Rom gearbeitet — und natürlich kommt das in seinem Buch zum Ausdruck. Die zum Teil wohl doch fiktionale Struktur der «Geschichte» des Gartens dient dazu, die spezialwissenschaftlichen Kenntnisse des Verfassers in spielerischer Art einzuordnen, so dass mit der Beschreibung der Einführung neuer Pflanzensorten gleichzeitig die zugehörigen Schädlinge oder Nützlinge abgehandelt werden — man bekommt so auf leichtfassliche Art einen Einblick in ökologische Zusammenhänge.

Fast zu ausführlich ist von verschiedenen Herbiziden die Rede, allerdings auch von althergebrachten, zum Teil wohl schon vergessenen Methoden der Schädlingsbekämpfung, doch nicht so, dass der heutige Gartenbesitzer daraus Rezepte entnehmen könnte.

Die deutsche Übersetzung von Mathias Müller liest sich flüssig. Hervorzuheben ist der klare und fast fehlerfreie Druck auf einem plastifizierten Papier (das allerdings das Buch etwas schwergewichtig macht). Von Alison Claire Darke stammen die 33 ganzseitigen Schwarzweisszeichnungen. Am Verzeichnis der Pflanzen und Tiere, nach den deutschen Trivialnamen alphabetisch geordnet, ist einzig auszusetzen, wie die lateinischen Namen übersetzt werden, wodurch groteske Bezeichnungen entstehen, zum Beispiel für «Lavandula officinalis» (offizinell = als Arzneimittel verwendbar) steht da «die Waschpflanze des Ladens» — oder «Kleines Knabenkraut» = Orchis morio = «der hodige Narr»! Auf diese Rubrik hätte man auch verzichten können, hingegen ist man für die englischen Trivialnamen dankbar; wenn man bei englischer Lektüre auf Pflanzen- oder Vogel- und Insektennamen stösst, fehlen diese meist in den normalen Wörterbüchern. Im ganzen: für Gartenbesitzer, die den bei uns schon weitgehend verschwundenen Schmetterlingen neue Chancen geben möchten, eine anregende Lektüre.

Ilva Oehler

[1] George Ordish, Geschichte eines Gartens. Benziger Verlag, Zürich / Köln 1987.

Hinweise

Zwei deutsche Erstausgaben von Blaise Cendrars

Der *Basler Lenos Verlag,* dem schon das Verdienst zukommt, die grosse Biographie betreut zu haben, die *Miriam Cendrars* über ihren Vater geschrieben hat, liess sich zum 100. Geburtstag des Dichters angelegen sein, der deutschen Sprache noch nicht zugeführte Texte vorzulegen. Giò Waeckerlin Induni hat *«Im Hinterland des Himmels. Zu den Antipoden der Einheit»* und die Erzählung *«Abhauen»* übersetzt. Jean-Carlo Flückiger schrieb den Begleittext zu Cendrars' Beschreibung einer Reise zu den «Antipoden der Einheit», die ein keltischer Urpriester durchs Weltall unternimmt; Peter Burri schrieb das Nachwort zu «Abhauen», einer Erzählung, die vermutlich in den dreissiger Jahren entstand, 1952 in veränderter Fassung in der «Revue de Paris» erschien, aber bisher noch in keiner Werkausgabe (auch nicht in der französischen) enthalten ist. Beide Bändchen also sind auf ihre Art Neuentdeckungen, geeignet, das Interesse für Cendrars anlässlich seines 100. Geburtstages durch die Begegnung mit bisher Unbekanntem von ihm aufs neue anzuregen.

Collection S. Fischer

Für einmal müssen wir uns mit einem Hinweis auf die Reihe begnügen: Sie wächst sich allmählich zu einem breiten Strom der Gegenwartsliteratur aus, so dass eine Zeitschrift, die gerade elfmal im Jahr erscheint, der einzelnen Nummer aus der «Collection S. Fischer» nur noch ausnahmsweise grössere Aufmerksamkeit und eine besondere Besprechung widmen kann. *Thomas Beckermann,* der Herausgeber, hat sich von Anfang angelegen sein lassen, mit den broschierten, taschenbuchähnlichen Bändchen literarische Debüts zu ermöglichen, und so erschienen denn die Erstlinge zum Beispiel von Marianne Fritz, Wolfgang Hegewald, Klaus Hoffer, Gerhard Köpf und Johanna Walser (man könnte andere nennen) in der «Collection». Aus den Debütanten wurden Hausautoren. Von *Wolfgang Hilbig* erschienen zuerst Gedichte, jetzt die Erzählung «Die Weiber», von *Wolfgang Hegewald* neu der autobiographische Roman «Jakob Oberlin oder Die Kunst der Heimat». Beide Autoren geben durch ihr Schaffen zugleich Aufschluss über Entwicklungen in der Literatur der DDR. Bereits wiederholt in der «Collection» vertreten ist *Hermann Burger,* von dem jetzt der reichhaltige Sammelband «Als Autor auf der Stör» erschienen ist, Erzählungen, Reportagen und Aufsätze zur Literatur. Wie schon «Ein Mann aus Wörtern» (ebenfalls «Collection S. Fischer») stehen hier nebeneinander humoristisch-hintergründige Geschichten wie «Der Eremitenkongress» oder «Die Leser auf der Stör», verhältnismässig frühe Arbeiten des Autors, und literaturkritische Arbeiten über Hesse, Kafka, Andersch, Frisch und andere, darunter ein besonders lesenswerter Überblick über die Schweizer Literatur (deutscher Sprache) nach 1968 *(S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1987).*